

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 9.

Freitag, 11. Januar

1929.

(27. Fortsetzung.)

Herbert Godebrechts Sendung.

Roman von Georg Julius Petersen.

(Nachdruck verboten.)

„An die Frau des Althändlers Roberts, nicht wahr?“ fragte Dr. Scheel-Brandow.

„Ganz recht. Diese Frau war ein altes Inventarstück der Familie gewesen, eine richtige Marlitt-Figur — sie hieß wohl auch Brigitte oder so ähnlich —, eine bessere Pflegemutter konnte das Kind nicht finden. Wie sie einen Mann wie Roberts heiraten konnte, das ist allerdings auch eins von jenen Rätseln, die wir mit unserm Verstand nicht lösen können. Der Kerl bestand auf Adoption und verlangte und erhielt zwanzigtausend Mark dafür; der Rest ist Schweigen.“

Herbert versank in ein Nachdenken, das sich quälend auf seine Seele legte.

„Und deine Mutter, Artur — hat sie um diese Vorgänge gewußt?“ „Ja.“

„Und warum hat sie sich nie um das Kind gekümmert?“ „Es gehörte doch ihrer Schwester!“

„Zum Ankläger meiner Mutter möchte ich nicht werden“, entgegnete Scheel-Brandow in bestimmtem Tone. „Sie hatte nach dem frühen Tode ihrer Schwester ebensowenig wie diese nach der Adoption Anrechte auf das Kind, ferner war sie selbst Mutter von fünf Kindern, und endlich...“ Er machte eine Pause und sah Herbert in Erwartung einer Frage an.

„Endlich...“ „Wußte sie nicht, welche Brücken sich zu dem Hause des Althändlers schlagen ließen. Als was sollte sie dessen Adoptivkind ihren eigenen zuführen? Sie hat die Verbindung mit Roberts nie ganz aufgegeben, hat heimlich Erkundigungen über das Kind eingezogen, und vielleicht sind die ungünstigen Mitteilungen über dessen Umgebung mit schuld an ihren zerrütteten Nerven. — Das ist in Kürze die Geschichte von Thea Roberts — meiner Cousine“, schloß er.

„Wie nahm Thea die Nachricht auf?“ fragte Herbert nach kurzem Stillschweigen.

„Sie weinte bitterlich. Bei ihrer stillen Art hatte ich einen Gefühlsausbruch auch nicht erwartet. Sie wird das in aller Stille abmachen, denke ich mir. Und nun sage mir mal: Kennst du diesen Sicherheitspolizisten, Rumpnagel heißt er ja wohl, näher?“

„Ja. Was ist mit ihm?“ „Er scheint meiner Cousine nicht ganz gleichgültig zu sein; Schumann ließ das durchblicken.“

„Ach, so meinst du das!“

„Ja. Und wäre das nicht eine gute Lösung, Herbert?“ rief der Rechtsanwalt lebhaft. „Würde Thea — ich nenne sie getrost so — nicht in eine gesunde, glückliche Lebenslage kommen, wenn er ihr Garantien dafür böte?“

„Und er bietet sie“, sagte Herbert voll Überzeugung. „Also!... Zum Hinabgleiten auf die Bahn des Glücks und Lasters wäre das junge Mädchen zu schade gewesen, davor bewahrte sie ja auch ihr guter Kern; zum Hinaufsteigen in höhere Schichten wird sie bei ihrer Bescheidenheit keine Neigung verspüren.“

„Darin muß ich dir beipflichten.“

„Nun denn: so machen wir sie glücklich, soweit es in unserer Macht steht!“ rief Scheel-Brandow, indem er Herbert die Hand reichte. „Und wenn Herr und Frau Rumpnagel uns einmal zu einer Kaffeestunde in ihrem Heim einladen. Sagen wir beide nicht nein.

wie? ... Ach, Herbert, es geht doch bunt zu in der Welt.“

17.

Herbert Godebrecht war auf freien Fuß gesetzt worden: die Staatsanwaltschaft hatte, trotz des auffallenden Umstandes, daß Herbert die Fahrt nach der Gildengasse unterbrochen hatte, um einen Revolver einzustechen, von der Erhebung einer Anklage wegen vorläufigen Mordes Abstand genommen. Die Tat wurde als in der Notwehr verübt angesehen; Herbert würde, soweit sich voraussehen ließ, höchstens wegen unberechtigten Waffentragens eine gelinde Strafe erhalten.

Einen Tag nach seiner Entlassung aus der Untersuchungshaft erhielt er den Besuch von Onkel Franz.

Franz Godebrecht hatte vor Jahren ein angesehenes und gutfundiertes Maklergeschäft gehabt. Mehr durch eigene als durch fremde Schuld hatte er nach und nach so viel an Ansehen verloren, daß er sich nur noch kümmerlich ernährte. Zwei Söhne, die beide irgendwo im Auslande sich aufhielten, hatten ihm und seiner vor einigen Jahren verstorbenen Frau auch keine Freude gemacht. Der Mann mit dem ungesägten Äußern nahm nicht sehr für sich ein, und als er bei seinem Koffen eintrat, umgab ihn eine leichte Alkoholfolke, die bis zu dem mißvergnügt aussehenden jungen Mann hindrang.

„Na, du machst ja schöne Geschichten“, begann er sofort. „Das hätte dein Vater erleben sollen! O, diese Schande... In allen Zeitungen steht unser guter ehrlicher Name, überall: an der Börse, in den Kontoren, überall heißt es: „Das ist doch nicht etwa Ihr Sohn, Herr Godebrecht?“, worauf ich dann wenigstens erwidern kann: „Nein, Gott sei Dank nicht!“ Aber eine Schande bleibt es doch auch für mich, weil du leider meinen Namen trägst.“

Herbert hatte schweigend diese Flut über sich hinrauschen lassen. „Ist das alles, was du mir zu sagen hast, Onkel?“ äußerte er endlich.

„Ja, das ist noch nicht genug?“ rief Onkel Franz empört. „Ist dir denn jedes Schamgefühl abhandengekommen? Ich an deiner Stelle... weißt du, was ich täte, wenn ich als Mörder in einer Zelle gefesselt hätte?“

„Schweig!“ unterbrach ihn Herbert, dem allmählich das Blut zu Kopf stieg.

„Ich habe ein Recht, deutsch mit dir zu reden, denn ich bin dein Onkel. Der Bruder des Vaters, der sein ganzes Leben nur für deine Zukunft gearbeitet und gearbeitet hat. Jawohl: gearbeitet! Im Grabe würde er sich umdrehen, wenn er das wüßte; abbitten würde er mir, was er...“

„Ich kann das nicht länger mit anhören“, rief Herbert.

„Ich rede! wie Häußer immer sagte“, entgegnete mit einer entschiedenen Gebärde der Makler. „Nein, dir geht alles und jedes Ehrgefühl ab. Ich hatte erwartet, dich nicht mehr lebend hier anzutreffen, statt dessen finde ich dich freuzfidel, als hättest du nur ein Kaninchen umgebracht und nicht einen Menschen... Hier, das hätte ich getan!“ Damit holte er unter seiner

Weste einen ansehnlichen Strick, den er um den Leib gewickelt hatte, hervor und hielt ihn Herbert hin.

„Was soll das?“ fragte dieser, abwechselnd den Strick und den Onkel betrachtend.

„Nieder ohne Worte. Ein Mensch mit Ehrgefühl versteht sie.“

Herbert ging mit raschen Schritten durch den kleinen Raum; endlich blieb er mit gekreuzten Armen vor seinem Onkel stehen. „Geh!“ sagte er nur.

„Du willst nicht? ... Schön. Ich habe mein Möglichstes getan, um unsere Familienehre zu wahren.“ Damit legte Franz Godebrecht den Strick wieder um den Leib und zog die Weste darüber. „Aber du kennst wohl nicht mehr den Wortlaut des Testaments, das dein Vater, mein sel. Bruder, hinterlassen hat?“

Herbert antwortete nicht, sondern maß den Onkel nur mit Blicken. „Du weißt wohl nicht“, fuhr dieser höh-nisch fort, „daß es da wörtlich heißt: „Sollte mein Sohn durch irgendwelche Verfehlungen seine Laufbahn gefährden oder gar unmöglich machen, so tritt er nicht vor Vollendung seines vierzigsten Lebensjahres in den vollen Genuß des oben aufgeführten Vermögens; die übrigen Bestimmungen meines letzten Willens bleiben unberührt.“ Siehst du nun, wie genau ich das Testament im Kopfe habe?“

Herbert, der sehr bleich geworden war, erwiderte nicht ohne Bitterkeit: „Ich sehe es.“

„Und darauf werde ich fußen“, trumpfte Onkel Franz auf. „Denn dies ist eine Schande — eine Schande ist es —, und daß eine Bank dich noch einmal anstellt, ist ganz ausgeschlossen. Das sagen alle meine Freunde.“

„Du regst dich ganz unnütz auf“, gab Herbert, der inzwischen einen vernichtenden Pfeil gespißt hatte, zurück; „seit Wochenfrist bin ich verlobt, und in ganz kurzer Zeit heirate ich.“

Franz Godebrecht wurde leichenblau; Herbert verspürte fast ein Mitleid mit dieser traurigen Gestalt, in der ein verfehltes Leben sich abzeichnete.

„Verlobt? ...“, rief der Wackler mit einer wilden Armbewegung. „Ich werde das nicht dulden. Denn ich bin Mit- und Ersagerbe, verstehst du mich?“

„Geh!“ wiederholte Herbert mit einer Geste. Als er dann allein war, mußte er an seinen Vater denken, und eine tiefe Traurigkeit umfing ihn wie der Nebel da draußen die Menschen, so daß sie kaum zu erkennen waren.

Seine Hoffnung auf einen günstigen Verlauf seiner „Affäre“ erfüllte sich nicht.

Als er nach einem Besuch bei Bankdirektor Stein-schmidt (seinen Dienst versah er vorläufig nicht, um nicht Gegenstand allzu teilnehmender Fragen zu sein) zu Bindewalds kam, empfing ihn Ruth halb verfürzt. Sie umfakte ihn, als sollte er ihr gewalttätig entrisfen werden, und zog ihn mit sich ins Wohnzimmer, wo Frau Bindewald ebenfalls ganz aus der Fassung in einem Sessel mehr lag als saß.

„Ja, aber was ist denn nur?“ fragte Herbert be-unruhigt.

„Vor zehn Minuten war ein Kriminalbeamter hier, Herbert“, gab Ruth zur Antwort.

„Und was wollte er?“ „Dich holen.“

Er trat, um einen Schein blässer, zurück. „Mich holen? ... Warum denn?“

Ja, das wußte Ruth auch nicht. Sie konnte nur die Antwort geben, daß Herbert, sobald er käme — und er würde bestimmt kommen, wie Frau Landgerichtsrat Brügge dem Beamten erklärt hatte —, sich zum Untersuchungsrichter begeben möchte.

Herbert sah stumm bald in das angstvolle Gesicht seiner Braut, bald auf seine verzagte Schwiegermutter. „Es wird nichts von Bedeutung sein“, entschied er endlich.

„Aber dann hätte man dich ja schriftlich auffordern können, Herbert“, meinte Frau Bindewald. „O Gott, diese Aufregung!“

„Ich begleite dich“, sagte Ruth, aber das lehnte Herbert freundlich, wenn auch bestimmt, ab.

„Warum willst du Mama allein lassen, Ruth?“

„Ich hoffe in ganz kurzer Zeit wieder da zu sein.“

Aber er blieb länger, als er gedacht hatte — er kam überhaupt nicht wieder: das Untersuchungsgefängnis nahm ihn abermals auf, und nun schien die Angelegenheit sehr ernst zu werden.

Bei der Staatsanwaltschaft war eine mit verstellter Hand abgefaßte Zuschrift eingegangen, in der behauptet wurde, der Mörder Godebrecht habe wenige Tage vor dem Verbrechen dem Karl Sperber gedroht, er würde ihm schon noch die Quittung für seine Frechheit ausstellen; das habe Sperber dem Schreiber dieser Karte selbst erzählt, Roberts Tochter habe diese Worte auch gehört. Und diese Thea sei überhaupt eine Taschendiebin, sie habe dem Godebrecht die Uhr gestohlen, Droege sitze ganz umsonst, und Godebrecht habe das Gericht, das Droege verurteilte, belogen, bloß um die Roberts nicht in Angelegenheiten zu bringen, und der Schumann sei ein Schuft und Einbrecher. Aber natürlich: die Kleinen sperre man ein, und die Großen lasse man laufen. Unterschrift: Ein Freund der Gerechtigkeit.“

Woher kam das Geschwätz? ... Die Behörde war natürlich gezwungen, diese Anschuldigungen nachzu-prüfen, dabei kam sie zu erstaunlichen Resultaten. Weder Thea noch Herbert Godebrecht verschwiegen länger den Taschendiebstahl, auch das Verheimlichen dieser Angelegenheit in der Sache gegen Droege kam ans Licht; die Motive interessierten den Untersuchungs-richter weniger, er hielt sich an Tatsachen und mußte es.

Und dann die Drohung, die Herbert gegen Sperber ausgestoßen hatte! Gewiß, er entsann sich ihrer, aber man wollte doch wohl nicht damit sagen, daß er einen Mord gegen Sperber geplant hätte ...?

Auch Thea hatte die Äußerung gehört, und so wurde diese zu der Basis, auf der eine Anklage wegen Mordes aufgebaut werden konnte — und aufgebaut wurde.

Doktor Scheel-Brandow erfuhr nicht ohne Besorgnis von der Wendung der Angelegenheit, beruhigte sich aber bald. Eines Mittags erschien Ruth Bindewald in seinem Bureau; er begrüßte sie aufs wärmste.

„Bitte, nehmen Sie Platz, gnädiges Fräulein.“

„Wie geht es Walter?“ „Ich traf ihn vor vierzehn Tagen. Er versprach mir, mich einmal zu besuchen.“

„Er ist so sehr beschäftigt und auch gesellschaftlich stark in Anspruch genommen.“ Herr Doktor, ich komme, wie Sie sich denken können, in Herberts Angelegenheit“, sagte sie dann hastig. „Wie wird es nun?“

„O, nicht schlimm. Ich stehe nicht an, diese Anklage als ungeheuerlich zu bezeichnen.“

(Fortsetzung folgt.)

Winterabend.

Über dem nebelblau durchwallten Tal
Am Horizont ein Wolfenfeuer glutei,
Wie schon die Ferne dämmert schattensahl
Und trübes Licht im Abendrot verblutei.

Schneefalte Regenschauer sprühen im Wind,
Der wie ein Peitschenschlag schwirrt durchs Gelände,
Nachtschwarze macht die letzten Farben blind,
Und rings den Pfad ummauern Nebelwände.

Da scheint der Weg ein tastend Irregehn
Und Suchen, heimwärts sich zurückzufinden,
Wo treuen Augen gleich die Lichter stehn,
Im warmen Zimmerfrieden angefaßt,
Und, dunkler Stunde Tröster, überwinden
Sturmnot und Frost der langen Winternacht.

Seinrich Voss.

Pension Bergfrieden.

Von Marianne v. Ziegler.

„Wir bekommen heute abend einen neuen Gast“, verkündigte die Inhaberin der Pension Bergfrieden. „Frau Elsie Rastowsky aus Berlin.“ — „Anut Rastowsky Gattin!“ sagte sofort der Herr, der alles wußte und jeden kannte. Aber die Mitteilung hatte nicht viel Erfolg bei seiner nächsten Tischnachbarn. Der Schnauzbart des Justiz-rats sträubte sich drohend, seine schüchterne Frau sah in die Luft, als habe sie nichts gehört und schien dabei noch kleiner

zu werden. Die behäbige Frau Wallo Hinterhuber sagte nur lächelnd: „So, so!“

Frau Margaret Allan schien sich mehr für die Neuigkeit zu interessieren. Aber man war es schon gewohnt, daß sie jeden, der ihr in den Weg kam, nach allen Einzelheiten seines Lebens ausfragte. „Was wollen Sie? Ich liebe davon!“ entschuldigte sie sich gelegentlich. „Ich bin Schriftstellerin und brauche so gut meine Stoffe wie ein Schneider!“ Sie war es denn auch, die man schon am nächsten Morgen neben Frau Rastowsky im Garten sitzen sah. Sie brauchte nicht lange zu bitten; mit der größten Offenherzigkeit wurde ihr ungefragt alles Wissenswerte mitgeteilt. „Na — Knut Rastowsky — wissen Sie — Er war mein Mann, aber er ist es nicht mehr. Seine Eifersucht war ja krankhaft. Ich sage Ihnen, ich habe Dinge erlebt, Dinge...“ Und bei der Hochzeitsreise beginnend, schilderte sie ihre zweijährige Ehe. Frau Margaret Allan, im Geiste Notizen machend, hörte mit gierigen Augen zu. Es war nicht der „Stoff“ allein, auf den sie brannte. Denn als Frau Lilith eine kleine Pause eintreten ließ, streckte sie ihr beide Hände entgegen: „Offenheit gegen Offenheit, Liebe. Ich verstehe Sie besser, als Sie ahnen. Auch ich war mit Rastowsky verheiratet, — seine zweite Frau. Sie haben wohl von mir gehört... Allan ist nur mein Autorennamen!“

Das vertrauliche Gespräch dauerte geraume Zeit, und Frau Justizrat Schwundtner mußte lange warten, bis es ihr gelang, Frau Rastowsky allein anzutreffen, um so mehr, als ihr Mann sie seit gestern kaum aus den Augen ließ. Sie entschuldigte sich vielfach, als sie die Fremde anredete. „Aber Sie werden meine Neugierde begreifen, wenn Sie die Ursache kennen.“ Sie tat einen scheuen Seitenblick nach der Terrasse, wo der Gestrange in Zigarre und Zeitung vertieft war, und fuhr fort: „Ich bin nämlich auch einmal Rastowskys Frau gewesen: Johanna.“

„So!“ sagte Frau Lilith, die zur Begrüßung aufgestanden war, und setzte sich wieder vor Überraschung.

„So nannte er mich. Aber, bitte, sagen Sie das nie vor meinem Mann. Er hört ohnehin nicht gern von der Zeit sprechen.“

„Hannchen!“ rief der Justizrat, ohne von seiner Zeitung aufzusehen. „Ein andres Mal!“ küsterte diese, folgte gehorisch dem Ruf und schlug bald darauf mit dem Gatten den Weg ins Dorf ein.

Frau Lilith hantierte ein wenig mit Spiegel und Puderbüschelchen, dann wollte sie sich endlich in das mitgebrachte Buch vertiefen; da nahte sich die behäbige Frau Hinterhuber, grüßte freundlich, nahm auf der Bank neben ihr Platz, zog eine Häfelarbeit aus dem schwarzeidenen Beutel, sagte: „Sie erlauben schon?“ und: „Schönes Wetter heute!“ — „Sehr!“ antwortete Frau Lilith. — „Also, Frau Rastowsky — ich habe doch den Namen richtig verstanden?“

„Gewiß, Rastowsky, Frau Lilith Rastowsky.“

„Also, Frau Rastowsky, ich möchte Sie gern fragen, was der Joseph immer macht. Wissen Sie, ich sage immer noch so, wenn er jetzt auch Knut heißt. Wie wir geheiratet haben, war er halt der Joseph Hinterhuber. Na, das hab ich ja eingesehen, daß es mit dem Namen später nimmer gegangen ist, als berühmter Künstler. Mit mir ist es ja auch nicht mehr gegangen. Da hab ich gesagt: „Bist du doch Gock, Knut!“ Heute noch bin ich jeden Tag froh drum. Ich hab ihm seine zwei Buben aufgezogen, es sind ordentliche Leute geworden, und vor ihm hab ich meine Ruhe gehabt. Aber wissen Sie, interessieren tut's mich doch, ob er auch gesund ist, und ob er noch immer so schindelt, wenn ein anderer eine gute Kritik hat.“

Frau Lilith musterte die ältere Dame herablassend. „So lange wir zusammen lebten, war er natürlich ungeheuer glücklich. So ein Künstler will eben verstanden sein.“

„O mei!“ dachte Frau Wallo, sagte aber wenig, sondern ließ sich zufrieden lächelnd, erzählen, wie dieses ungeheure Glück wegen Knuts Eifersucht — ganz unbegründeter Eifersucht — ein so rasches Ende gefunden habe. Dann erzählte sie von den Geständnissen der beiden anderen Damen, und dies Zusammentreffen erheiterte sie so, daß sie beinahe Tränen lachte.

Bis zum Mittagessen war bereits das Einvernehmen zwischen den Bieren hergestellt, und für den Nachmittag ein gemeinsamer Spaziergang verabredet, pünktlich um vier Uhr, damit man ausgiebig und ungestört von den allseitigen Erfahrungen berichten könne. Es war aber schon vier Uhr zehn, als Frau Justizrat Schwundtner ganz atemlos die Treppe herabkam. „Denken Sie sich, meine Damen — mein, ich bin so erschrocken!“

„Na, was ist denn?“ fragte Frau Hinterhuber mürrisch befragt.

„Also: Fräulein Rud — Sie kennen Sie nicht? Das blasse, junge Mädchen ganz unten am Tisch; sie spricht fast mit niemandem. Aber weil sie heute so elend aussah, redete ich sie an. Sie hatte Kopfschmerzen, ich wollte ihr von

meinem Pyramiden geben. Wie ich ihr nun das vorhin aufs Zimmer bringe — ich denke, mich trifft der Schlag —, was seh ich neben ihrem Bette stehen? Rastowskys Photographie! Mein Bräutigam! hat sie gesagt!“ Frau Hannchen sank in einen Stuhl. Margaret Allan notierte in ihrem Gedächtnis. Frau Hinterhuber fand zuerst Worte: „Also — Grund zur Aufregung ist das keiner. Wir haben ihm nichts mehr dreinzureden.“

Lilith regte sich dennoch auf. „Die Unglückliche! Deshalb ist sie so blaß. Es ist einfach unsere Pflicht, sie zu warnen!“

„Glaubens, das hilft was?“ fragte Frau Hinterhuber. Aber die anderen beschlossen einstimmig, Fräulein Rud müsse aufgeklärt und zu diesem Zweck gleich jetzt mitgenommen werden. Eva Rud wußte kaum, wie ihr geschah, als plötzlich die Damen vor ihrer Zimmertür erschienen, und sie, die bisher kaum eine Begrüßung mit ihnen getauscht, einfach fortgeschleppten. Als auf einer einsamen Waldwiese Halt gemacht wurde, schwindelte ihr noch immer, aber sie war wenigstens notdürftig orientiert, und vor allem hatten ihr die anderen alles entfragt, was sie selbst wußte. Es war wenig genug. Um Klarheit über sich selbst zu bekommen, war sie ja hierher geflohen. Niemand kannte ihren Aufenthalt, auch Knut Rastowsky nicht. Sie liebte ihn, gewiß. Aber sie zweifelte noch, ob sie den Mut finden würde, seine Frau, seine fünfte Frau zu werden. Wie ein Hagelschauer prasselten die Mitteilungen ihrer Vorgängerinnen auf sie nieder.

„Es war wundervoll, aber schrecklich“, gestand Hannchen. „Zum ersten Tag an verging ich vor Angst, daß er andere Frauen mir vorziehen würde. Er ist ja immer von Frauen umringt — was habe ich ausgestanden!“

„Als Problem ist er ungeheuer interessant“, erklärte Margaret Allan. „Darum studiere ich ihn auch noch immer aus der Ferne. Aber mit ihm zu leben, ist einfach aufreibend. Man soll nur in ihm aufgehen, nichts bewundern als ihn. Na, es ist ja vorbei. Wie gesagt, aus meinem Leben ist er gestrichen.“

Frau Lilith schüttelte wild den schwarzen Buschellopf. „Es ist schlimmer als Sklaverei. So etwas Rücksichtsloses wie Rastowsky ist mir noch nie vorgekommen. Und dabei immer diese sinnlose Eifersucht! Liebes Fräulein, ich kann nur abraten!“

Auf dem Heimweg ging Eva neben Frau Wallo, die schnauzend etwas zuriicklief. „Also, liebes Kind“, sagte sie, als man außer Hörweite war, „wenn Sie ihn aber doch heiraten: Gelt, Zugluth vertragen er gar nicht. Und die Kognatkläiden dürfen Sie ihm tagsüber aus dem Weg räumen. Aber die Hauptsache ist ein gutes Essen. Da hält er was drauf. Ich werd' Ihnen ein paar Rezepte von seinen Leibspeisen geben. Sie können doch hoffentlich kochen?“ fragte sie mit plötzlicher Strenge.

Die Inhaberin der Pension Bergfrieden teilte gewohnheitsgemäß alle Anfragen um Zimmer ihren Gästen mit. „Dadurch vermeidet man rechtzeitig die Anwesenheit Unersünschter“, pflegte sie zu sagen. Gegen Herrn Müller nun hatte niemand etwas einzuwenden, da niemand sich Bestimmtes unter diesem Namen vorzustellen vermochte. Und was seine „Nichte“ betraf, die einen Tag später nachkommen sollte, so war für sie ein eigenes Zimmer bestellt und somit kein Grund, ihre Echtheit anzuzweifeln. Zu Mittag betrat der neue Gast den Speisesaal, wurde vorangestellt: „Herr Müller. — Frau Allan. — Frau Justizrat.“ Aber noch ehe ihr Name genannt worden war, stieß Frau Justizrat Schwundtner einen Schrei aus, Frau Rastowsky, die neben ihr stand, lachte schrill, der angebliche Herr Müller stotterte etwas Unverständliches und stürzte aus dem Zimmer. Auf der Treppe prallte er fast mit Frau Hinterhuber zusammen, die eben gemächlich die Treppe herabkam und erfreut ausrief: „Ja, Joseph, wo kommst denn du her?“ Mit einem Satz wollte er das Freie gewinnen, da schreckte ihn auch vom offenen Haustor eine wohlbelannte Gestalt zurück, Eva Rud, die, eben eintretend, schreckensbleich die Klinke umklammert hielt. Eine Rettung winkte noch: die Küchentür! Das Zimmermädchen Rosa, das soeben, ein Brett voll Gläser in den Händen, aus derselben trat, schrie zwar ebenfalls auf, als der fremde Herr sie beinahe über den Haufen rannte. Aber sie, gottlob, war ihm gänzlich unbekannt, und so erreichte Rastowsky, der berühmte Rastowsky, auf schmählicher Flucht durch die Hintertür ungehindert das Freie. Herr Müller und seine Nichte wurden nicht mehr gesehen. . . .

„Welches Glück, daß mein Mann nicht dabei war!“ gestand Frau Hannchen später beim Kaffee. „Mir zittern noch die Knie. Es hätte eine furchtbare Szene gegeben.“

„Ja, ja, die Männer!“ lächelte freundlich Frau Hinterhuber. „Bin ich froh, daß ich meine Ruhe hab! Aber was wetten wir, meine Damen, daß die Eva unsern Knut doch heiratet? O mei, da kannst nichts machen!“

* J. Winkler: „Doctor Eisenbart“. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.) Wie der Bramarbasen Baron von Münchhausen in Raspe-Bürger, der Till Eulenspiegel in Rurmer-Fischart, so hat nun auch der „verwegene Chirurgus weltberühmter Johann Andreas Doctor Eisenbart, Zahnbrecher, Bantellänger, Oculist, Steinschneider“ seinen Chronisten und Konservator auf ewigkeit in dem „Rechtshaffenen, rite approbierten Kollegen Josef Winkler, weiland Zahnarzt zu Mörs am Rhein, Anfertiger höchst kunstvoller Gebisse, ganz wie aus Natur... Dr. med. dent. der Univ. Köln, Polyzist und großer Dichter...“ gefunden. Ein Jahr nach der vielgefeierten Wiederkehr seines 200. Todestages. Schon aus dem Titel ersieht man den vollsaffigen Humor, die starke Spracheinfühlbarkeit in die Zeit des Romanhelden, womit der erfolagskrönte Verfasser des „Tollen Bomben“ an seine dichterische Aufgabe herangetreten ist. Aber nicht nur aus einer Aneinanderkettung belustigender Streiche besteht diese 600 Seiten umfassende Chronika und Biographie. Josef Winkler erweist sich für die Kleinfassanten-Epoche als ein zweiter Grimmelshausen, der mit feinem, ganz persönlichem Griff und doch historischer Quellentreue das Volksleben und Markttreiben, die Bökerei und Sauferei der Duodes-Höfe festhält. Nicht sowohl eine künstlerische Zusammenfassung im Volksmunde umlaufender Tollheiten — wie bei Eulenspiegel und Münchhausen — liegt vor, als vielmehr ein sehr wesentliches Kapitel deutscher Kulturgeschichte. Durch Winklers Bumpennidel-Natur aller schmerzlichen Trockenheit entkleidet, nicht für prüde Zimperlichkeit, wohl aber für Leser mit gesunden, der Heuchelei abholden Sinnen blutwarm porträtiert, tobt sich der Perücken-träger Dr. Eisenbart aus, weit mehr Fuchs, denn Wolf, mehr abstruser Philosoph, als Marktstreiter und Scharlatan. Die Gelahrtheit, wie die hösische Analphabetie machen bankrott gegenüber den Sympathieuren dieses Exzentriks des Barock, der als souveräner Clown sehr bewußt auf den Schwächen der anderen spielt — zum Ergötzen des Welt-Parketts. Ein Buch voller Purzelbäume und wahrhaftigen Lebens, dazu geschaffen, historisch zu werden. G. S.

* Walter Schwemer: „Das Wanderbuch eines fröhlichen Gesellen“. Hochwaldbücher, Band 17. (Verlag M. Lohle, Kallmünz.) Bilder von A. Banker. Walter Schwemer ist ein Wandergeselle, wie man ihn sich besser nicht wünschen kann. Trotz seinen 50 Jahren, die er in einigen Monaten auf dem Rücken haben wird, hat er sein Gemüt und seinen Körper jugendlich erhalten. Zierlich in der Erscheinung, ist er wie von der Natur zum Wandern geschaffen. Er wanderte schon, ehe man etwas von Wandervögeln und Pfadfindern wußte und ist deshalb seiner Generation voraus. Von der rastlosen Gasi, woran die Gegenwart krankt, wie einer der beim Überflut darben muß, ist er nicht angekratzt. Deshalb achtet er auch auf Raschlegetendes und Verstecktes, das sich nur dem sich liebevoll in die Umwelt versenkenden Auge auftut. Er sieht die Welt mit den Augen des Künstlers und Dichters. Unter seinem leichten Reisegepäck hat nichts Schlechtes Platz, wohl aber ein Band Stifter oder Mörle oder eins der gemütslichen Bücher des Malers Hans Thoma. Es treibt ihn in die Ferne, aber er fühlt sich trotz aller dort gesahnten Schönheiten wohler in dem an der Grenze von Deutschland, Österreich und Böhmen liegenden Hochwalde Adalbert Stifters, im bayerischen Hochgebirge, im Schwarzwald, an der Bergstraße, im „Nied“ und im Lahntal. Und nichts geht ihm über die Waldberge, über Oberlahnstein a. Rh., wo seine Wiege stand. Dieser Erdenwinkel strahlt für ihn einen Glanz aus, der alle Schönheiten des Südens verbläßen läßt und ihm für Alpen, Meer und die ganze römische Campagna nicht feil wäre. Walter Schwemer ist auch ein echter Wanderlehrer, und es ist zu hoffen, daß viele von ihm das Wandern lernten. Und das lernen sie aus seinem neuen Büchlein. Prof. Dr. A. E.

* Gustav Herrmann: „Lichter überm Moor“. Kurzgeschichten und Erzählungen. (Wilhelm Goldmann, Leipzig.) Eine Sammlung meist ganz knapper, jüher, greller Geschichten. Fast alle seelische Katastrophen Bedrückter, Entrechteter, Primitiver. Die Titelnovelle, ein Maupassant-Motiv, abgehoben ins Dunkle und Tragische. Weiter ausgesponnen die völlige Vernichtung eines Geistigen und seines Lebenswerkes. Dazwischen eine ganz kurze, beinahe lyrische und selbst am ergreifenden Skizze. Dann wieder in Form einer Tiergeschichte eine bittere, blutige Satire mit dem nur allzu

zeitgemäßen Stich: „Kommuni-Kapitalisten, solch ein Gedanke kann nur dem erweichten Gehirn eines irrfinnigen Swinegels entspringen.“ Zum Schluß endlich eine Erzählung, die über Blut und Barbarei das Glück aufleuchten läßt. Alle Geschichten aus einer romantischen Phantasie geboren, in Erfassung und Stilisierung fern der Moderne. Eine verwirrende Fülle von düsteren Konflikten, oft in ein pointillistisch hingetupftes Milieu gedreht. Manchmal, selten, von einem kargen, wehen Humor verklärt. E. L.

* „Frik Philippi als religiöser Dichter.“ Von Lic. Dr. W. Knevels. (Verlag Adolf Klein, Leipzig.) Philippi, dessen dichterisches Schaffen wir aus Anlaß seines 60. Geburtstages ausführlich würdigten, dürfte als einer der bedeutendsten evangelischen Dichter, und Knevels als einer der „feinsten Kenner der modernen Seele“ und Bewerter der Literatur vom christlichen Standpunkt aus seinem gebildeten evangelischen Haus mehr unbekannt sein. So wird auch die soeben erschienene Schrift stärkste Beachtung finden.

* Karl Federn: „Das ästhetische Problem“. (Verlag Adolf Spohnholtz, Hannover.) Die traditionelle Ästhetik, die von gedanklichen Bearbeiten oder von historischen Gesichtspunkten ausgeht, lehnt Federn ab. Er schließt an die Lehre Benedetto Croces an, nach welcher die Ästhetik als Wissenschaft des Ausdrucks zu werten ist. Gegenüber Croce aber stellt Federn fest, daß künstlerischer Ausdruck, zum Unterschied von jedem anderen, um der Form willen geschaffen wird. Der Wille zur Form ist also wesentlich, und Kunst nicht Nachahmung, sondern Bearbeitung der Natur. Sie beruht auf bestimmten Maßverhältnissen, die nicht errechnet, nur erfüllt werden können. Unter solchen Voraussetzungen entwirft Federn die Grundlinien einer neuen Ästhetik und vor allem einer neuen Poetik, da er der Ansicht ist, daß gerade über das Wesen der Dichtkunst weitverbreitete Irrtümer bestehen. In klarer, eindringlicher Diktion begründet der Verfasser seine Schlussfolgerungen und findet manch kluges, zielweisendes Wort. Is.

* Gotthold Ephraim Lessing: „Denkmäler der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung“. (Hamburg-Groß-Borstel.) Im Hinblick auf die großen Vorbereitungen, die im Goethe-Lessing-Jahr 1929 in Braunschweig und Wolfenbüttel getroffen werden, ist das rechtzeitig Erscheinen dieses Bändchens besonders zu begrüßen, das in persönlichen Zeugnissen der Briefe, in Auschnitten aus dem dichterischen und kritischen Werk ein Bild des geistvollen Kämpfers Lessing bietet. Für Schulen, Verbände usw. werden bei Sammelbestellungen günstige Staffelpreise gewährt, zu denen das Buch durch alle Buchhandlungen bezogen werden kann.

— „Die gepanzerte Nachtigall“. Von Otto Maag. (Verlag der „Nationalzeitung“, Basel.) Diese Nachtigall singt mit süßem Schall wie alle Nachtigallen, aber sie ist auch gepanzert mit Satire, Selbstironie und durchtriebenem Wit. So gemütsvoll Otto Maag über Franz Schubert, Vorkung und H. Pfarrer, über „Fidelio“, die „Missa Solemnis“ oder Mozarts „Requiem“ schreibt, so gepanzert erscheint er gegenüber G. Mahler (4. Sinfonie), oder der Kompositionsflüchtigkeit eines Richard Strauß, oder der modernen „Operette“ dem Programm der „Männerchöre“, oder den „Schülerkonzerten“ und all dergleichen. Aber es sind nicht nur musikalische Fragen, denen die Nachtigall gepanzert entgegenliegt: da ist z. B. der Ausfall gegen die Mathematik: wem leuchtet es ein, daß sich zwei Parallele in der Unendlichkeit treffen sollen? Sie denken garnicht daran, ihren guten Ruf als Parallele leichtsinnig als Spiel zu setzen: es ist ja auch eine schmählige Verleumdung, das Unendliche als einen Rendezvousplatz für verklebte Parallele zu bezeichnen. Und nun gar die Behauptung: Minus \times Minus = Plus! Lächerlich! Seine Schulden kann man, so oft man will, mit Schulden multiplizieren: es kommt auch nicht ein einziges Mal auch nur das geringste Plus heraus! Und dann die Verdeutschung der Namen unserer Musikinstrumente: da die Oboe — Sautbois — „Hochholz“ bedeutet, wäre die Flöte etwa als „Süßholz“, die Klarinette als „Weichholz“, und jedes Saiteninstrument als — „Streichholz“ zu bezeichnen. Kurz, man sieht, die gepanzerte Nachtigall singt und bringt Vieles, und so wird sie jedem etwas bringen. O. D.

* Helene Christaller: „Geheimnisse des Lebens“. Erzählungen und Legenden. (Verlag Friedrich Reinhardt, Basel.) Es sind fünf stilreine, eigenschöpferische und innig erzählte Legenden und Geschichten. Das menschliche Einzelschicksal ist typisiert ins Allgemeine und Abergelichte hinein und in jeder der fünf Erzählungen spiegelt sich auch ein Stück unseres eigenen verborgenen Erlebens.